Nr. 37 — **Leipzig, den 4. September** — **1887**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt

für die gebildeten Glieder der evangelischen Kirchen

Abonnementspreis: Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

(Post=Zeitungskatalog Nr. 1837a)

Insertionsgebühr: Für die dreigespaltene Zeile 30 Pf.

Inhalt: Gott ist die Liebe. 1 — Aus dem dritten Jahrhundert der Kirche. Skizzen zur christlichen Kultur= und Sittengeschichte nach Origenes: 2. Leben und Charakter des Origenes — Herders Bruch mit Goethe, eine Abrechnung zwischen klassisch=ästhetischer und christlich=moralistischer Weltanschauung. 1. Herder und Goethe als Verbundene — Die sozialen Aufgaben der Arbeitgeber — Der Evangelische Bund in Frankfurt. 2. Die Verhandlungen — Tagebuchblätter aus Italien. 5. Pompeji — Vom Gustav=Adolf=Verein: Hauptversammlung in Nürnberg; Baiern — Bücher und Schriften: Vier Vorträge; Meisterwerke der christlichen Kunst; Ueber ländliche Armenpflege

Gott ist die Liebe

1. Joh. 4, 16

1

Gott ist die Liebe! Das ist das große Wort, welches wir tausendmal vernommen haben von unsrer Jugend auf und das uns doch immer neu und reich ans Ohr klingt, so oft wir's hören. Ist es doch die ganze Fülle des Evangeliums, liegt doch in ihm die ganze Herrlichkeit und Majestät des Gottes, vor dem wir anbetend unsre Kniee beugen und den wir dennoch unsern Vater nennen.

Gott ist die Liebe! So kehrt denn zurück, die ihr ihn fürchtet und flieht. Kommt herzu, die ihr fremd und mißtrauisch von ferne steht. Ihr kennt gar nicht unsers Gottes Herz und Wesen. Sonst würdet ihr mit Freuden und Verlangen sein Angesicht suchen. Wahrlich, alles Guten dürft ihr euch von ihm versehen. Ist doch all sein Sinnen auf nichts andres gerichtet, als euch zu segnen und wohlzuthun. Gnade und Güte ist der innerste Kern seines Lebens. Liebe ist das A und O seines Wollens und Wirkens. Seine Barmherzigkeit hat weder Maß noch Ziel. Habt ihr auch seinen Gehorsam verlassen und seines Dienstes euch entwöhnt, eure Untreue ist nicht größer als die Treue euers Gottes. Sein Herz ist dennoch gegen euch entbrannt, und seine Hand bleibt nach euch ausgestreckt. Vergeben und vergessen ist sein liebstes Geschäft. Versucht es nur mit ihm. Werft das Mißtrauen aus eurer Seele hinaus. Ihr werdet schmecken und sehen, wie freundlich der Herr ist, werdet in ihm den Frieden finden und mehr, als ihr sucht.

Aber da höre ich ein Bedenken sich erheben: „Wie — so sagt man mir — kannst du solch einen Gott den Leuten verkünden? Ist nicht des Leichtsinns schon genug in der Welt? Willst du die Herzen noch mehr in Sicherheit einwiegen? Soll's noch weniger ernst genommen werden mit der Sünde? Soll man noch gleichgiltiger sich gehen lassen, als man's schon bisher gethan? Weicht nicht doch schon immer mehr die heilige Furcht vor Gott aus den Gemütern? Greift die freche Verachtung seines Wortes und Willens nicht auch so schon immer weiter um sich? Dein Rühmen von der Liebe Gottes ist gerade das, danach den Leuten die Ohren jücken. Nun werden sie hingehen und desto sorgloser ihr Gewissen schlafen lassen. Vielmehr mußt du aus ihrer trägen Ruhe sie aufrütteln durch die Donner des Gesetzes. Laut und nachdrücklich mußt du von Gottes Heiligkeit und strafender Gerechtigkeit ihnen sagen, die allem unordentlichen Wesen als ein verzehrendes Feuer sich erweist. Das drohende Bild des zürnenden Gottes mußt du ihnen zeigen, der die Sünde der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Das wird einschneiden und die Lässigen treiben, daß sie wieder ihrer Pflicht sich erinnern und den Weg der Gebote Gottes suchen."

Was ist auf solche Rede zu erwiedern? Ich meine, die Antwort kann nicht zweifelhaft sein. Es muß doch die Wahrheit zu Worte kommen, sie sei nun welcher Art sie wolle. Ob sie uns lieb oder leid sei, wir haben noch nicht einmal danach zu fragen. Kennt denn aber das ganze Evangelium einen andern Gott als den Vater im Himmel, der uns als seine Kinder liebt, der ohne Unterlaß für unser Wohl und Wehe sorgt, dessen Herz wallet und überflutet von Erbarmen gegen uns, der auch an der Rettung des Verlorenen nicht verzweifelt und seines einigen Sohnes nicht verschont um unsertwillen? Dieses Gottes Zeugen zu sein, sind wir berufen. Seinen Namen sollen wir einprägen in der Menschen Herzen. Sein freundliches Bild sollen wir den Leuten vor die Augen malen, daß sie ihre Lust daran schauen. Wenn's denn eine gefährliche Lehre ist, haben wir das zu verantworten? Wenn's zu befürchten ist, daß sie die Gewissen abstumpft und einschläfert, dürfen wir sie ändern und ummodeln, bis wir meinen, daß sie nun zweckdienlich und heilsam sei? Wollen wir nicht vielmehr mit fröhlichem Aufthun unsers Mundes das Evangelium von diesem herrlichen Gott verkündigen, dessen heilige Majestät nichts andres ist als seine Gnade und Treue, und wollen wir nicht alle Folgen, die daraus erwachsen möchten, in gutem Vertrauen Gott selbst und seiner Weisheit überlassen, der es nun einmal gefallen hat, uns so und nicht anders sich zu offenbaren?

Sollte es denn aber wirklich eine bedenkliche Sache sein, so ausschließlich den Gott der Liebe zu predigen? Ich meine, wer davon sich nicht reizen und locken läßt, die Sünde der Welt und ihr trügerisches Glück zu fliehen und in den seligen Dienst eines solchen Gottes zu treten, den treiben auch die Schrecken seines Gerichts, die Donner vom Sinai nicht dazu. Was die Leute abhält, in den Gehorsam des Glaubens sich zu schicken, das ist, so viel ich sehe, ganz wesentlich die mangelhafte Erkenntnis dessen, was sie in der Gemeinschaft Gottes finden werden; das Mißtrauen, daß sie bei ihm würden verlieren und einbüßen, verzichten und entbehren müssen, während doch das Menschenherz sich von Hause aus nach Glück und Befriedigung sehnt und sich bewußt ist, auch ein gutes Recht darauf zu haben. Da kommt es, sollt' ich denken, denn doch vornehmlich darauf an, diesen thörichten Irrtum zu zerstreuen und durch die frohe Botschaft von der Liebe Gottes und von dem Reichtum seiner Güte den Leuten Lust zu machen, es einmal mit ihm zu wagen und sich durch die Erfahrung zu überzeugen, was ihnen der Glaube an den Vater im Himmel wert sein kann und wie sie in seinem Dienste erst wirklich von Glück und Freude sagen lernen. Warum — so wollen wir den Leuten zurufen —, warum flieht ihr vor Gott? Warum hört ihr nicht auf seine Stimme und achtet seiner nicht? Weil ihr ihn nicht kennt, weil ihr euch sein Angesicht so trübe und übellaunig denkt; weil ihr fürchtet, dann dem schönen, sonnigen Leben den Rücken kehren zu müssen; weil ihr besorgt seid, daß er ein schweres, lästiges Joch euch auferlegen werde. Ihr irrt euch in ihm. Es ist ein Trugbild, das euch schreckt. Es ist nichts als ein finsterer, unseliger Wahn, der euch zurück=

hält. Der Gott der Christen ist ganz andrer Art. Er droht nicht: er segnet und verheißt; er nimmt nicht: er überschüttet mit Wohlthat und Gnade. Nur damit euer Leben licht und hell werde, sollt ihr hinaufschauen zu der Sonne alles Heils. Nur damit ihr eurer Tage erst recht froh sein könnt, sollt ihr des Urquells euers Daseins nicht vergessen. Nur damit euer Werk und Wesen euch selbst erst recht gefalle, sollt ihr es dem Dienste des heiligen Gottes weihen. Kommt und verachtet nicht länger, was euch erst wahrhaft glücklich macht. Kommt und erprobt selbst, daß es nicht leere Worte sind, die wir euch sagen. Kommt und seht und traut den eigenen Augen nicht: Gott ist die Liebe! D

Aus dem dritten Jahrhundert der Kirche

Skizzen zur christlichen Kultur- und Sittengeschichte nach Origenes

2. Leben und Charakter des Origenes

Die Lebensschicksale des Origenes erhöhen noch den bereits gerühmten Quellenwert seiner Schriften. Origenes ist geboren um 185 zu Alexandria, gestorben 254 zu Tyrus. Sein Vater Leonidas war Christ und starb 202 den Märtyrertod. Bald darauf wurde Origenes vom Bischof Demetrius von Alexandrien zum Leiter der alexandrinischen Katechetenschule gemacht. Dies wichtige und verantwortliche Amt verwaltete er lange Jahre. Endlich entsetzte Demetrius selbst, wohl größtenteils aus Eifersucht auf den täglich sich mehrenden Ruhm des jugendlichen Lehrers, ihn wegen Irrlehre und Verachtung der Kirchengesetze seines Lehramts und exkommunizirte ihn — gereizt durch den Umstand, daß die Bischöfe von Cäsarea und Jerusalem dem erprobten Freunde die Presbyterweihe erteilt hatten. Origenes verließ daher 231 Aegypten und begab sich nach Syrien.

So war Alexandrien, eines der Zentren der damaligen Kulturwelt, wissenschaftlich weithin berühmt durch sein Museum und durch seine Bibliothek, der Schauplatz der ersten Hälfte seines Lebens, Cäsarea aber, nach der Zerstörung Jerusalems der Vorort Palästinas, seit 231 die Stätte seiner Wirksamkeit. Aber auch andre, entfernte Gebiete des Reiches hat er gesehen; Rom selbst, wohin ihn noch in jugendlichem Alter zur Zeit Zephyrins (um 211) eine Reise führte; Arabien, wo er zuerst einen römischen Befehlshaber belehrte, später den heterodox gesinnten Bischof Beryll von Bostra zum Widerruf bewog (um 244) und endlich in Sachen einer Sekte zu verhandeln hatte; Jerusalem, wo er sich unter Karakallas Regierung (211—217), und Kappadozien, wo er sich unter Maximinus Thrax (235 bis 238) vor der wütenden Verfolgung barg; Hellas und Bithynien, wohin ihn kirchliche Aufträge und Verhandlungen riefen, und endlich Tyrus, die Stätte, wo er starb und begraben liegt.

Eine staunenswerte Bibelkenntnis, die er schon zur Zeit des ersten, väterlichen Unterrichts durch unermüdliches Auswendiglernen sich erwarb, war die Grundlage seiner Wissenschaft. Dann haben ihn Pantänus und Klemens, die ersten Leiter der alexandrinischen Katechetenschule, unterrichtet. Bald aber trat er selbst als Lehrer auf, zunächst in den philologischen Wissenschaften und der alten Literatur, dann auch im christlichen Glauben, bis er, kaum achtzehnjährig, sogar zum Vorsteher der katechetischen Schule berufen wurde. Mit glänzendem Erfolge hat er an dieser gewirkt und nach seiner Vertreibung sich einen neuen, umfassenden Wirkungskreis zu Cäsarea geschaffen. Gegen die Sitte seiner Zeit hat er das Hebräische gelernt und bei heidnischen Philosophen gehört, um die Schwächen der Gegner wie ihren Wahrheitsbesitz gründlich kennen zu lernen. Trotz aller Erfolge hat er in edler Selbstlosigkeit stets des Lehramts gewartet, aber nie daneben zu lernen und zu forschen aufgehört. Er hat mit Ketzern nicht beten wollen; aber er hat mit ihnen wie auch mit heidnischen Philosophen und jüdischen Lehrern verkehrt und sich aufrichtig bestrebt, auch ihnen gerecht zu werden. Wo die Kirche seiner bedurfte, da hat er geschrieben und disputirt, vor seinen Schülern und den Gemeinden, vor Gegnern und Freunden geredet. Wo seine eigne Person in Frage kam, konnte er schweigen und sich willig auch ins Schwerste fügen. Er war bekannt und befreundet mit den bedeutendsten Männern der damaligen Christenheit: Pantänus und Klemens waren seine Lehrer, die Bischöfe Alexander von Jerusalem und Theoktist von Cäsarea seine Freunde. Bei Firmilian von Kappadozien hat er als Gast geweilt, wie dieser bei ihm. Mit Julius Afrikanus und Dionysius von Alexandrien hat er Briefe gewechselt. Demetrius, der alexandrinische Bischof, war sein Gönner und Freund, ehe er sein Richter wurde.

Und die Wechselfälle des Lebens hat Origenes gründlich erfahren. Er ist von seinem Bischof gelobt und mit dem größten Vertrauensposten beehrt — und von demselben Bischof verurteilt, gebannt und seiner Presbyterwürde verlustig erklärt worden. Die arabische Kirche hat wiederholt seine bedeutende Vermittlung nachgesucht; die palästinensische hat ihn ausgezeichnet und geehrt: aber gerade wegen dieser Ehren hat ihn seine alexandrinische Kirche ausgestoßen. Vom Kaiser Alexander Severus (222—235) und seiner Mutter ist er mit Ehren an den kaiserlichen Hof berufen; mit Philippus Arabs (244—249) und dessen Gemahlin hat er korrespondirt; und zu andrer Zeit ist er vor allem durch die kaiserlichen Verfolgungsedikte in heftige und lang dauernde Bedrängnis geraten. Er hat lange Friedensjahre für die Kirche gute und böse Früchte zeitigen sehen; und zugleich hat er in vierfacher Kampfeszeit es erlebt, wie die Verfolgungen immer schärfer, immer allgemeiner, immer systematischer und prinzipieller wurden. Unter Septimius Severus (193—211) hat er, fast ein Knabe noch, den eingekerkerten Vater getröstet und brieflich zum Märtyrertode ermuntert, und hat ihn dann durch das Schwert des Henkers sterben sehen. Seine glühende Sehnsucht, auch selbst mit der Märtyrerkrone geschmückt zu werden, wurde damals durch die List der Mutter vereitelt: als sie fürchten mußte, daß er im ungestümen Drange seines Herzens sich von selbst den Henkersknechten zum Opfer anböte, hat sie die vorschnelle That verhindert, indem sie alle seine Kleider versteckte und so ihn daheimzubleiben zwang. Standhaft und unerschrocken hat er dann in den Schulen und auf den Richtstätten, heimlich und öffentlich, den Gefahren der Verfolgung getrotzt. Später, als er aus Gottes Wort auch demütigen Verzicht auf die Märtyrerkrone gelernt hatte, hat er den Verfolgungen des Karakalla und Maximin sich entzogen. Die Dezianische Verfolgung (250) hat den Greis auf die Folterbank gebracht; und obwohl er die Foltern selbst überlebte, ist er doch nach wenigen Jahren an ihren Folgen dahingesiecht. Aber auch andere Gegensätze des irdischen Daseins hat er gekostet. Der Sohn eines reichen Vaters, doch durch die Verfolgung aller seiner Güter beraubt, hat er mit den Seinen darben gelernt. Mehrere Jahre seiner Jugend hat er dann die Wohlthätigkeit einer wohlhabenden christlichen Frau in reichem Maße genossen. Später hat er, obwohl er hätte reich sein können, die äußerste Dürftigkeit und Beschränkung vorgezogen und doch auch geschickt zu verhindern gewußt, daß er von den Geschenken seiner Freunde abhängig würde. Auf alles eigene Vermögen hat er verzichtet; aber für seine wissenschaftlichen Unternehmungen hat er des Freundes Reichtum gern verwendet. Mit heiliger Scheu hat er den Buchstaben der biblischen Bücher betrachtet; aber denselben Buchstaben des göttlichen Buches hat er mittelst allegorischer Methode umgedeutet in die höhere Weisheit seiner gnostischen Erkenntnis. Die Glaubensregel war ihm das alles umfassende lebensvolle Samenkorn der christlichen Lehre; aber seine üppig sprossende Spekulation hat dieses Saatkorn nur zu sehr gesprengt. Darum, von den einen für den Hort der kirchlichen Wissenschaft geachtet, ist er von den andern und nach Jahrhunderten auch von allgemeinen Konzilien den schlimmsten Ketzern zugezählt worden.

Aus dem allen kann man schließen auf seine Begabung, auf seine Ideale und seinen Charakter. Mit seltenen geistigen Anlagen war er ausgestattet. Eine schnelle, bestimmte Auffassung, eine vielbewunderte Stärke des Gedächtnisses, eine stete Beweglichkeit des Geistes und eine reiche Fruchtbarkeit im Schaffen haben dem Frühgereiften nie gefehlt. Sie haben ihm die Vielseitigkeit des Interesses, die Weite des Blickes, die Gerechtigkeit des Urteils gefördert und bewahrt. Die Wissenschaft der Zeit und sein eigener Trieb ließen ihn seine Stärke suchen in allegorischer Methode und symbolischen Deutungen: Natur

und Geschichte, Wort und That, Buchstabe und Zahl, überhaupt alles Vergängliche ward ihm zum Gleichnis der ewigen, immateriellen Welt, in welcher denkend zu weilen sein stetes Bemühen war. Aber sein Wissenstrieb und seine unausgesetzte Thätigkeit haben ihn vor jeder Schwärmerei behütet und der Entwicklung auch seiner gewagtesten Behauptungen eine gewisse Nüchternheit gewahrt. Und doch ist er auch, wiewohl jahrelang den trockensten und ermüdendsten Studien hingegeben, stets dem hohen und freien Fluge der Gedanken treu geblieben. Und sein eiserner Fleiß und seine stete Beschäftigung mit den Büchern haben den Zauber seiner begeisternden Persönlichkeit nicht beeinträchtigt. Die ungestüme Lebhaftigkeit der Empfindung, die ihn in seiner Jugend bisweilen fortriß, hat sich im Laufe der Zeit gemildert. Die übereilte That, durch welche er seines Heilands Wort nur allzu treu und buchstäblich erfüllte, hat er nachher selbst verurteilen, den heißen Drang nach dem Märtyrertode bezwingen gelernt. Aber geblieben ist ihm bis ans Ende die glühende Wißbegier, der weltverleugnende, feste Glaube, die Selbständigkeit des Willens, die eiserne Beharrlichkeit, der heilige Ernst, die innige Andacht, die Begeisterung für das Evangelium und die Demut, die auch dem Feinde gerecht wird. Sein eigenes Leben hat er zu einer Kette von Entsagungen gemacht. Von Jugend auf allen irdischen Freuden abgeneigt; den Tag über mit Unterricht, nachts stundenlang mit Schriftstudium beschäftigt; die kurze Zeit des Schlafes nur auf dem bloßen Fußboden sich gönnend; in Fasten und Verzichten, in Kälte und Blöße beispiellos abgehärtet; in Kleidung und Nahrung sich auf das Allernotdürftigste beschränkend — so hat er seine leibliche Gesundheit untergraben, aber seinen Willen gestählt und denen, die ihn kannten, rückhaltlose Bewunderung abgenötigt. Aber nicht um dieser Bewunderung willen hat er also gehandelt. Er hat nur seinem Ideale nachgejagt. Dies Ideal, wie er es im Sinne seiner Zeit in der heiligen Schrift zu finden glaubte, hat er rücksichtslos zu verwirklichen getrachtet. Ein Leben, unbeirrt durch weltliche Freuden und Sorgen; dem Vergänglichen, soweit irgend möglich, entzogen und dem Geiste, der unvergänglichen Welt und Gott selbst geweiht; auf die kirchliche Glaubensregel gegründet, von der christlichen Gemeinschaft getragen, aber durch die Versenkung in die göttliche Offenbarung, durch die deutende Ergründung der in der Schrift verhüllten göttlichen Geheimnisse hineinragend in die ewige Welt der Geister und der Ideen — und dort ein stetes Weilen bei der Tiefe des göttlichen Reichtums, ein seliges Genießen beides, der Weisheit und der Erkenntnis Gottes: das schien ihm die höchste, erstrebenswerteste Stufe des christlichen Heils. Sein Ideal selbst mag einseitig, bedenklich und verhängnisvoll gewesen sein. In dem Streben nach diesem Ideal hat sich Origenes als ein Mann bewährt, als einer der größten Charaktere der Kirchengeschichte.

W B

Herders Bruch mit Goethe,

eine Abrechnung zwischen klassisch-ästhetischer und christlich-moralistischer Weltanschauung

Uebersicht: 1. Herder und Goethe als Verbundene; 2. Geschichte ihrer Entfremdung; 3. Tieferer Grund ihres Bruches; 4. Schluß

1. Herder und Goethe als Verbundene

Im Juliheft der Deutschen Rundschau finden unsre Leser eine an großen Gesichtspunkten und feinsinnigen Beobachtungen reiche Rede des um beide Heroen unsrer Litteratur hoch verdienten Direktors des Goethe-Archivs, Suphan, über „Goethe und Herder." Er feiert darin das hundertjährige Gedächtnis jener einzigen fünf Jahre, da sie, im besten Mannesalter stehend, mit Geist und Herz aufs innigste verbunden, sich gegenseitig zu den höchsten Leistungen ihres Genius bestimmt haben. Damals schrieb Goethe an Herder: „Wir sind so nah in unsern Vorstellungsarten, als es möglich ist, ohne Eins zu sein, und in den Hauptpunkten am nächsten." Damals verehrten die Herders ihren Goethe als „den ruhigen Freund, den die Güte der Himmlischen den Menschen als schönste Gabe in der Unruhe des Lebens beschert." Und während Herder von Goethes Gesprächen rühmt: „sie erweitern meine Seele," nennt dieser die Herders „meine einzigen hiesigen Kapitalien, von denen ich Zinsen ziehe."

Suphan zeigt uns nun mit seinem feinen Gefühl für die innerlich treibenden Kräfte und für charakteristische Ausdrucksweisen den Wechseleinfluß, den die innigst Verbundenen auf ihre bedeutendsten Werke ausgeübt. Herders, „des großen Anregers," Hauptwerk, die „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit," führt uns in seinem Werden und in seiner Gestaltung in die Gemeinschaft mit Goethe. Gerade in dem, was das Großartige der heute viel zu wenig gelesenen „Ideen" ausmacht: daß sie überall Gesetz und organischen Zusammenhang suchen und sehen, auch die Menschen und Nationen, zwar in ihrer eigenartigen Individualität, aber immer als Glieder in der Reihe der Naturgeschöpfe auffassen — gerade darin fand er die ungeteilteste Zustimmung des großen Dichters und begeisterten Naturforschers, der einmal im Entzücken über die Gesetzmäßigkeit der Natur ausruft: „Hier ist Notwendigkeit, hier ist Gott!" Und so treibt Goethe Herdern immer wieder zur Weiterarbeit; so überschickt er ihm den Fundbericht über den von ihm entdeckten Zwischenknochen, der den Thatbeweis für Herders Annahme der gliedlichen Zusammengehörigkeit des Menschen mit den andern Naturgeschöpfen liefern soll; so beeinflußt er auch die Sprache Herders, der unter seiner Einwirkung z. B. die „schaffende Natur" wie ein persönliches Wesen anredet, wovon freilich vor dem Druck wieder viel verwischt wurde: wie Suphan meint, weil der Geistliche nicht reden durfte wie der Dichter des Faust. Aber nicht bloß der erste Erguß seiner Naturandacht — der ganze Geist des Buches ist faustisch, in seinem Hohne auf die Afterweisheit des Jahrhunderts, in dem Andrängen gegen die dem Erkennen gesetzten Schranken, in dem Wühlen nach dem Einen und Allen, das die Welt im Innersten zusammenhält.

Umgekehrt aber darf Suphan wieder das Faustfragment von 1790 „die in Italien ausgereifte Frucht des Zusammenlebens mit Herder" nennen, „die Frucht der mit ihm gemeinsam errungenen Anschauung von Gott und seiner Natur." Ganz besonders aber das für Herder gedichtete Seitenstück zu den „Ideen," die „Geheimnisse," sind ein Denkmal dieser Einheit in den Hauptpunkten. „Die Menschheit auf ihrem Weg zum Göttlichen hin; jede Religion eines gebildeten Volkes in ihrem reinsten Zustand eine Blüte der Humanität; anspruchslos werkthätige Liebe das sittlich Höchste, wozu der Mensch sich erheben kann, das wahrhaft Göttliche in ihm; das Kreuz mit Rosen umwunden — das alles liegt im Gang und Zuge Herderscher Gedanken und Gefühle." „Jetzt, in dieser Periode, ist der Name (der Humanität), in welchem Herder den Adel der Menschennatur, das Gottebenbildliche seines Wesens zusammenfassen wollte, auch Goethes Ideal." Als Zeugnis hierfür wird die unter Herders regster Mitwirkung vollendete „Iphigenie" zu betrachten sein mit ihrer „alle menschlichen Gebrechen sühnenden reinen Menschlichkeit."

Wie anziehend weiß uns dann der Sprachforscher die beiden Dichter bei der letzten Feilung ihrer formvollendeten Dichtungen als „folgsame Schüler" von einander zu zeigen! Bei Herder die Zartheit seines musikalischen Empfindens, seines Gefühls für den Wohllaut, bei Goethe das ungetrübte Auge für Klarheit und Ordnung des Zusammenhanges, bei beiden das unbedingte Vertrauen zu der gleichen Grundstimmung — das alles machte sie zu einzig geeigneten Korrektoren der beiderseitigen höchsten Erzeugnisse.

Ja, in dieser Zeit, da die Kluft sich nicht fühlbar machte, waren sie so recht auf einander angewiesen, sich zu ergänzen zum Höchsten, das ihnen zu erreichen bestimmt war! Wie klar erkannte das Goethe: „Ich fühlte mich zu sinnlichen Betrachtungen der Natur geneigter als Herder, der immer schnell am Ziel sein wollte, die Idee ergriff, wo ich kaum noch einigermaßen mit der Anschauung zu stande war, wiewohl wir gerade durch diese wechselseitige Aufregung uns gegenseitig förderten." „Niemals in der That," fährt Suphan fort, „hat sich Beobachtung und Idee, hat sich Schauen und Sinnen schöner ergänzt." So wird jeder vom andern, Goethe als gründlichster Beobachter, Herder als ahnender Vorausnehmer der Ergebnisse, neidlos anerkannt. Und wiederum in der Gestaltung ihrer Entdeckungen ergänzen sie sich vortrefflich. Goethe hat selbst gesagt: „Herder

ist eine musikalischere Natur als ich," und Suphan läßt sich durch diese Bemerkung auf einen Unterschied im innersten Wesen der Männer führen: „Stellen wir uns Goethe vor, so ist das Nächste, wie er uns mit seinem Auge sonnenhaft anblickt. Für seine Naturforschung, für seine Kunst ist bezeichnend, wie er von sich sagt: »Ich lasse das Auge licht sein; ich sehe mit reinem Auge.« Herders Auge war verschleiert. Sein Organ ist das Ohr, sein Hauptsinn der innerlichste aller Sinne. Ihm eignet etwas noch von der Feinheit des Gehörs, die er an den Naturvölkern rühmt."

Was Wunder, wenn Karoline Herder über sie schreibt: „Ihr beide geht, wie zwei Genien der Menschheit, zu einem Ziel!" So kann denn auch Suphan es wagen, die Hauptlinien der Gedankenharmonie aufzuzeichnen, die damals zwischen beiden bestand: „Die Gottheit offenbart sich in unzählbaren, organischen Kräften; die Natur bringt nach einem Typus, den sie auf das Mannichfaltigste gestaltet und umgestaltet, das vielartige Leben hervor, sie beobachtet bei ihrem Schaffen eine Art Kompensationsverfahren, indem sie gebend versagt, versagend giebt, Vorzüge mit Mängeln in ein ausgleichendes Verhältnis setzt. Das natürliche All ist zu groß, um von uns begriffen werden zu können; nur die Organe aller Wesen zusammen mögen es erfassen und genießen." Auch ist ihr gemeinsames Bekenntnis, was Herder sagt: „Wer seinen Sinnen nicht traut, ist ein Thor und muß ein leerer Spekulant werden." Und endlich war Herder Goethes Lehrmeister in dem gemeinsamen Gottesbegriff, den er selbst durch eine naturfrohe, dichtende Auslegung des spinozistischen „Ein und Alles" gewonnen hatte: es ist ihm, wie Goethe, Ernst mit der Gott-Natur!

Gewiß, wenn man dies harmonische Zusammenwirken beider, wodurch sie die schlechthin klassische Literaturperiode inaugurirt haben, von solchem feinfühlenden Bewundrer sich vorführen läßt, dann möchte man den nachherigen und immer weiter klaffenden Bruch, wie Suphan, mit schmerzlichem Bedauern als etwas Kleines und Unerquickendes betrachten, das kein Anrecht habe auf Nachwirken in der weiteren, heutigen Entwicklung. Dann möchte man zustimmen dem ausgezeichneten Biographen Herders, Haym, der uns den ganzen Reichtum dieser alle modernen Gedankengänge im Anlauf und in der Ahnung in sich beschließenden Persönlichkeit zum zeitgemäßesten Genuß darbietet, wenn er im Rückblick auf die Entstehungszeit der „Ideen" sagt: „In der Verehrung der weisen und schönen Notwendigkeit, die in Natur und Geschichte walte, in seinem spinozistischen Gottesglauben, in der Würdigung des Gesetzes der Humanität, in seinem Preise der Griechen mit ihrem »unübertriebenen und nichts übertreibenden Gefühl für das Wahre und Schöne aller Art« war er bei der Reife der Männlichkeit, auf einer Höhe des Leistens und Könnens, bei einer Gestalt seines inneren Menschen, und damit bei einer Befriedigung angelangt, bei deren Betrachtung man um so lieber verweilt, weil ihm nicht vergönnt sein sollte, sie dauernd festzuhalten."

Im Unterschiede von dieser Auffassung möchten wir im folgenden nachzuweisen versuchen: Dieser Bruch war nicht bloß — wie beide Herder-Forscher überzeugend nachweisen — in einem tiefen Gegensatz beider Naturen, der auch in der Blütezeit ihrer Freundschaft nur versteckt war, begründet, also keineswegs allein durch Herders kleinlich griesgrämiges, eifersüchtiges, launisches Benehmen oder gar nur durch äußerliche Veranlassungen, etwa Rücksicht auf das ihm bloß äußerlich anhängende Priesterkleid bedingt; sondern die nach dem Bruch wiederkehrende strebende Unruhe und Unbefriedigtheit Herders, sein Rückfall in inneren Zwiespalt, sein Verzicht auf harmonisches Zusammenwirken mit den in der Welt der schönen Harmonie sich abschließenden großen Dichtern, dieser Bruch, der sein Leben verarmte und so wehmütig ausklingen ließ, war doch zugleich, wie Treue gegen seine beste Natur, so Konsequenz seiner Stellung im Christentum.

O B

Die sozialen Aufgaben der Arbeitgeber

In der richtigen Erwägung, daß wir uns auf dem Gebiete der sozialen Frage keineswegs auf das, was der Staat in Ausführung des Programmes der kaiserlichen Botschaft vom Jahre 1881 gethan hat und thun wird, verlassen dürfen, als wäre damit schon die soziale Frage in der Hauptsache gelöst, hat Wilhelm Oechelhäuser seinen früheren Schriften über die Arbeiterfrage vor Kurzem eine weitere folgen lassen über die sozialen Aufgaben der Arbeitgeber (Berlin, J. Springer, 1887; 58 S.; Mk. 1,20).

Daß die Zeitlage nicht dazu angethan ist, die Hände in den Schoß zu legen, zeigt Oechelhäuser zunächst in der Einleitung seiner Broschüre. Die Entwicklung der Arbeiterbewegung in England und Nordamerika steht unter den beunruhigenden Symptomen oben an. Dort sind die Trades unions, die englischen Gewerkvereine, mit ihren 600 000 Mitgliedern seither den sozialdemokratischen Theorien meist fern geblieben, indem sie dafür auf dem Gebiete praktischer Reformen umsomehr erreichten. Neuerdings aber haben sie sich den Sozialdemokraten bedenklich genähert. Ebenso konnten sich die „Arbeitsritter" in Nordamerika (Knigths of labour, 500 000 Mitglieder), welche seither von Streiks und andern mehr gewaltsamen Mitteln zur Verbesserung der Lage der Arbeiter nichts wissen wollten, den Einflüssen der Trade and labour unions (gegen 300 000), d. h. den Männern der schärferen Tonart, nicht entziehen, obwohl diese wie jene nicht auf revolutionärem Boden stehen und gemäßigter sind als die deutsche Sozialdemokratie. In Italien ist gleichfalls eine Steigerung der sozialistischen Bewegung bemerklich, vor allem in den ländlichen Bezirken, deren Grund- und Boden- und Pachtverhältnisse die denkbar ungünstigsten sind. In Deutschland haben von einer Arbeiterbevölkerung von etwa elf Millionen 700 000 bei den letzten Wahlen sozialistisch abgestimmt. Das ist eine sehr bemerkenswerte Ziffer. Sie ist noch nicht groß genug, um den Widerstand gegen die sozialistische Bewegung in indolentem Pessimismus für vergeblich zu erklären. Sie ist aber gerade groß genug, um uns den Ernst der Lage zu zeigen. Man braucht noch nicht einmal an einen unglücklichen Krieg zu denken, um in dem Anwachsen der sozialistischen Sekte eine drohende Gefahr für unsre bestehenden Verhältnisse zu erblicken.

Die Parteien und die Presse thun viel zu wenig gegen diese Gefahr. Man verläßt sich viel zu sehr auf Staat und Polizei. Das bedauerlichste ist, daß die radikale politische Presse, vor allem die „freisinnige," welche einen der sozialistischen Anschauung diametral entgegengesetzten Standpunkt des Individualismus, des Laissez-faire, der Nichteinmischung des Staates in das Erwerbsleben der Nation vertritt, neuerdings zur offenen Bundesgenossenschaft mit der sozialdemokratischen Partei übergegangen ist.

Oechelhäuser warnt davor, daß man sich durch scheinbar friedliche Versicherungen der Sozialdemokratie über ihren wahren Charakter täuschen läßt. Die Gewinnung der zur allgemeinen staats-genossenschaftlichen Produktion erforderlichen Kapitalien kann sie niemals auf friedlichem, sondern nur auf gewaltsamem Wege erreichen. Die jetzige Gesellschaft läßt sich nicht im Wege der Freiwilligkeit expropriiren. Wenn nun auch keineswegs alle Arbeiter gleichmäßig*) von der revolutionären Idee durchdrungen sind, vielmehr die verschiedensten Abstufungen bestehen, so werden im Ernstfall die Schwankenden eben doch vielleicht von der entschlossenen revolutionären Minderheit mit fortgerissen. Und nirgends besteht bis jetzt eine antisozialistische, antirevolutionäre Organisation der Arbeiter. (Wenn Oechelhäuser die vielen römisch-katholischen Arbeitervereine nicht eigentlich als wirklich antisozialistische Vereine gelten läßt, so thut er das mit gutem Grund. Dieselben Männer z. B., welche in der Rheinprovinz in den fünfziger Jahren die katholischen Piusvereine gründeten, standen im Jahre 1848 an der Spitze der revolutionären Bewegung in den Rheinlanden. Das hinderte die Germania freilich nicht, vor kurzem wieder die Behauptung aufzustellen, die katho-

*) In Berlin rechnen kompetente Beurteiler auf die 95 000 sozialistischen Stimmen vom 21. Februar nur etwa 8—900 Führer. Die Bauhandwerker, 21 000, d. h. 6 Prozent von den 350 000 Arbeitern Berlins, bilden das Zentrum in der sozialistischen Bewegung. Ihnen schließen sich an die Tischler und Tapezierer, die Töpfer, Former, Buchdrucker, Schriftsetzer und Zigarrenarbeiter.

lische Bevölkerung habe sich im Jahre 1848 als weniger zugänglich für die Revolution erwiesen als die protestantische.)

Oechelhäuser untersucht nun die persönlichen Pflichten der Arbeitgeber gegen ihre Arbeiter und stellt den Satz auf: Wo der Arbeitgeber seine Pflicht gegen die Arbeiter erfüllt, da wird auch in der Regel das gegenseitige Verhältnis ein gutes, zum mindesten ein erträgliches sein. Daß das Verhältnis zwischen landwirtschaftlichen Arbeitern und ihren Brotherren meistens ein wärmeres, persönlicheres ist, darin erblickt Oechelhäuser einen Hauptgrund für die Thatsache, daß die Sozialdemokratie in jenen Bevölkerungsschichten bis jetzt noch wenig Zugang gewonnen hat. Der Pessimismus, als ob die gute Behandlung der Arbeiter nutzlos und erfolglos wäre, ist ebenso bequem als unsittlich. Wer nun also überhaupt in der sozialen Frage mitarbeiten und mitsprechen will, muß zu allererst selbst seinen Arbeitern und Dienstboten gegenüber seine Pflichten — nicht bloß juridische, sondern auch moralische — erfüllen. Der Arbeitgeber soll zwar die eigentlichen Hetzer und Friedensstörer entfernen, aber bei aller Pflege des patriotischen und staatsfreundlichen Sinnes unter seinen Arbeitern die Klippe des Gesinnungszwanges vermeiden und z. B. die Koalitionsfreiheit der Arbeiter auch da, wo sie eine von der seinigen verschiedne Ueberzeugung zur Grundlage hat, schonen.

Neben einer humanen Behandlung der Arbeiter soll der Arbeitgeber auch ohne Streikdrohungen und dergleichen in der Lohnfrage das mögliche thun, namentlich von der Erwägung aus, daß die gewerbreichsten, zivilisirtesten Länder und Distrikte nicht diejenigen sind, in welchen der Lohn am niedrigsten, sondern diejenigen, in welchen er am höchsten steht. Die von Arbeitern und Arbeiterfreunden öfters erhobene Forderung, daß dem Arbeiter auch ein Geschäftsgewinn-Anteil gutgeschrieben werden solle, wird aus dem Grunde abgewiesen, daß der Arbeiter an den Geschäftsverlusten ja auch nicht teilnehme, vielmehr der Arbeitgeber sie allein zu tragen habe. Ebenso hält es Oechelhäuser für billig, daß die Arbeitgeber dem Bestreben der Arbeiter nach Arbeitszeitverkürzung nicht feindlich entgegentreten. Es ist demnach mit Genugthuung zu begrüßen, daß man in Deutschland fast allgemein den elfstündigen, in vielen Gegenden des Rheinlandes und Westfalens den zehnstündigen Arbeitstag hat. Schon deshalb ist die möglichste Einschränkung der Arbeitszeit anzustreben, weil hierdurch die Ueberproduktion und allzugroße Ueberspannung der innerdeutschen Konkurrenz am ehesten vermieden werden kann. Wir fügen diesem Grunde den weiteren bei: Es ist nicht mehr als billig, als daß auch der Arbeiter seinen vollen Anteil an der Arbeitserleichterung und -Vereinfachung, welche wir der Maschine verdanken, erhält.

Auch bei der Frage der Kinderarbeit, der Unfallsverhütung, der Krankheitsfürsorge für die Arbeiter sucht Oechelhäuser dem Wahne entgegen zu arbeiten, als wäre mit den gesetzlich vorgeschriebenen Maßregeln schon der vollen Verpflichtung genügt. Ueberall hat hier der humane Sinn des Arbeitgebers noch ein weites Feld der Bethätigung. So z. B. wird der die Hälfte des Arbeitslohnes betragende Krankensold für einen Familienvater mit zahlreichen Kindern bei länger dauernder Krankheit wohl selten ausreichen. In der Wohnungsfrage ist noch das meiste, was geschehen müßte, ungeschehen, abgesehen von dem neuerdings nun auch angefochtenen Vorgehen der Mühlhäuser und rheinischen Fabrikanten. Auch Oechelhäuser wünscht, daß sich die staatliche Gesetzgebung der Miets- und Wohnungsverhältnisse der Arbeiter annehme.

Fortbildungsanstalten und Spargelegenheiten für die Arbeiter, ebenso die Gründung von Konsumvereinen in weit umfassenderem Maße als seither muß sich der wohlwollende Arbeitgeber angelegen sein lassen. Auf saure Wochen aber sollen frohe Feste kommen, und so wird sich jeder Arbeitgeber dadurch das Herz seiner Arbeiter gewinnen, daß er ihnen bei passenden Veranlassungen eine Festfreude zu bereiten versteht. Umgekehrt aber soll er dem bösen Dämon der Trunksucht mit aller Macht entgegen arbeiten.

Oechelhäuser giebt den beherzigenswerten Wink zu all diesen Vorschlägen, daß jede Bevormundung der Arbeiter thunlichst vermieden und sie vielmehr möglichst zu selbstthätiger Beteiligung beigezogen werden sollen. In dieser Richtung sind die in den fürstlich Wächtersbachschen Werken in Schlierbach eingeführten Aeltesten-Kollegien der Arbeiter empfehlenswert. Die Arbeitskammern, allerdings nicht in der von den Sozialisten gewünschten Form von möglichst weitgreifenden Arbeiterparlamenten, sondern mit scharf umschriebenem, auf die realen Arbeiterinteressen beschränktem Wirkungskreis, hält daher Oechelhäuser für eine wünschenswerte und anzustrebende Ergänzung unsrer Arbeitergesetzgebung, wie ja die gemeinsame Beratung von Arbeitern und Arbeitgebern in den Krankenkassenverwaltungen bis jetzt bloß segensreich gewirkt hat. Und so schreitet er vollends zur letzten Konsequenz fort, daß die wirksame Bekämpfung der Sozialdemokratie von den Arbeitern selbst, von Arbeiterkoalitionen auszugehen habe.

Für die gemeinsame Aktion der Arbeitgeber weiß Oechelhäuser vor allem die Thätigkeit auf dem Gebiete der Presse vorzuschlagen. 50 sozialistische Zeitungen erscheinen unter mancherlei Titeln in Deutschland. In 10 000 Exemplaren der Züricher „Sozialdemokrat," 600 Exemplare allein nach Berlin! Dazu 23 Organe gewerkschaftlicher Verbände, größtenteils mit sozialistischer Tendenz. Hiergegen soll nun vor allem ein Zentralkorrespondenzblatt sozialpolitischer Art begründet werden,*) welches zur vernünftigen Aufklärung der Arbeiterbevölkerung der Lokalpresse zugänglich gemacht werden soll. Daß in der Presse zur Bekämpfung der Sozialdemokratie weit mehr geschehen sollte, wird niemand bestreiten.

Man wird von den Vertretern der Industrie niemals verlangen können, daß sie in utopisch-romantischer Weise nur von den Forderungen der Humanität ausgehen und auf die realen Verhältnisse und die Schranken der Wirklichkeit keine Rücksicht nehmen sollen. Denn wenn die Industrie, nach den abstrakten Gesetzen der Humanität eingerichtet, nicht mehr existiren könnte, weil sie zu schwer belastet wäre mit Abgaben für Humanitätszwecke, so wäre außer den Arbeitgebern niemand übler daran, als die Arbeiter selbst, welche dann brotlos würden. Andrerseits aber kann man es nur billigen, wenn Oechelhäuser den Vertretern der Industrie den Rat giebt, in der Fürsorge für die Arbeiter, zumal in der Kranken-, Unfall- und Invalidenversorgung, so viel zu thun als möglich ist, und den Schein zu vermeiden, als ließen sie sich dasjenige, was wirklich human und billig ist, nur widerwillig abnötigen. Denn dem Eindruck einer wahrhaft arbeiterfreundlichen Gesinnung vermag trotz aller sozialistischen Verhetzung der Arbeiter auf die Dauer nicht zu widerstehen.**) Th B

Der Evangelische Bund in Frankfurt

2. Die Verhandlungen

Ueber den allgemeinen Verlauf der Versammlung haben die Tagesblätter berichtet; genaueren Bescheid giebt die Kirchl. Korr. den zumeist Interessirten; die Hauptvorträge werden als Flugschriften des Bundes erscheinen. Wir waren in der glücklichen Lage, unsern Lesern bereits die Rede des Bundesvorsitzenden Grafen Wintzingerode vom 17. in ihrem authentischen Wortlaut darbieten zu können, eins der bedeutsamsten Stücke aus dem Ganzen der Verhandlungen. Heut nur einige zwanglose Erinnerungen aus jenen Tagen und ein kurzes Wort über die Ergebnisse.

Kein Zweifel, daß die Freunde des Bundes mit dem Verlauf zufrieden sein dürfen. Seit lange hat keine kirchliche Versammlung stattgefunden, wo Männer aus den verschiednen Landeskirchen, Parteien und Stellungen so einträchtig mit einander getagt hätten. Die gedruckte Präsenzliste wies 291 Namen auf, darunter 91 sogen. Laien; Besucher, die nur als Eintags-

*) Unverständlich ist, daß Oechelhäuser den Vorschlag macht, ohne der von Prof. Dr. Böhmert in Dresden herausgegebenen Sozial-Korrespondenz zu gedenken, welche, als Organ des Zentralvorstandes für das Wohl der arbeitenden Klassen, seit zehn Jahren im Sinne der von Oechelhäuser aufgestellten Forderung arbeitet. Sie kräftig zu unterstützen dünkt mich nützlicher, als mit einer Neugründung vorzugehen. D H

**) Vgl. den Artikel in Nr. 3: Mehr Liebe unserm Volke!

fliegen auftauchten, haben sich der Meldung vielfach entzogen. Am 16. nahmen nach gewissenhafter Schätzung 250, am 17. gegen 500 an den Verhandlungen teil, die Zuhörer auf den Emporen ungerechnet. — Freimütig verhandelte man und einmütig faßte man Beschlüsse; auch wo protestantische Gewissenhaftigkeit und deutsche Gründlichkeit zu Meinungsverschiedenheiten führte, überwand das Bewußtsein von der Gefahr der Lage und der Notwendigkeit einigen Zusammenstehens Bedenken und Zweifel. — Die Leitung lag am 16. beim Grafen Wintzingerode, am 17. beim Fürsten Hohenlohe-Langenburg, dem Vorsitzenden einer andern bahnbrechenden Gemeinschaft, des deutschen Kolonialvereins, in guten Händen. — Gearbeitet wurde von früh bis abends; selbst beim Diner und bei den geselligen Zusammenkünften gab es noch Vorträge und Komiteesitzungen.

Dem Bericht des Konsistorialrats Leuschner-Merseburg entnehmen wir, daß der Bund z. Z. 10 000 Mitglieder zählt. Sie verteilen sich auf Preußen mit 5475 (Prov. Sachsen 2142, Rheinprovinz 2107 2c.), Württemberg mit 1064, Koburg-Gotha mit 1004, Weimar-Eisenach mit 458, Elsaß mit 335, Braunschweig mit 297, Sachsen mit 214, Baden mit 200, Oldenburg mit 161, Anhalt mit 107 2c.: etwa 8000 Laien und 2000 Geistliche. Im Weimarschen sind drei ganze Kirchgemeinden beigetreten; in Leipzig, Bonn und Jena bestehen studentische Ortsgruppen.

Die Beratung der Satzungen führte zu einem lebhaften Austausch über den Bekenntnisstand des Bundes. Unsre Stellung zu diesem Punkte ist aus Nr. 35 bekannt.*) Weder zu einem Verzicht auf jedes ausgesprochene Bekenntnis, noch zu einer Aenderung der einmal im Programm ausgesprochenen Formel konnte die Versammlung sich entschließen. Man war sichtlich von dem Wunsche durchdrungen, eine ausdrückliche Bezeugung seines Christenglaubens auch in den Satzungen haben, und so wurde § 2 in der vom Vorstande vorgeschlagenen Fassung schließlich einstimmig angenommen:

> Maßgebend ist für denselben (den Bund) das in seinem ersten Aufrufe enthaltene Programm: „Der Evangelische Bund bekennt sich zu Jesu Christo, dem eingeborenen Sohne Gottes, als dem alleinigen Mittler des Heils, und zu den Grundsätzen der Reformation. Seine Aufgabe ist eine zweiseitige. Er will im Kampfe gegen die wachsende Macht Roms die evangelischen Interessen auf allen Gebieten wahren, der Beeinträchtigung derselben durch Wort und Schrift entgegentreten, dagegen allen Bestrebungen wahrer Katholizität und christlicher Freiheit im Schoße der katholischen Kirche die Hand reichen. Er will anderseits gegenüber dem Indifferentismus und Materialismus der Zeit das christlich-evangelische Gemeinbewußtsein stärken, gegenüber dem lähmenden Parteitreiben den innerkirchlichen Frieden pflegen, gegenüber der landeskirchlichen Geteiltheit des evangelischen Deutschlands die Wechselbeziehungen zwischen den Angehörigen der einzelnen Landeskirchen beleben und mehren."

Durchschlagend gegen alle Bedenken, welche übrigens nur von einem kleinen Teile der Anwesenden gehegt wurden, war die nachdrückliche Befürwortung des Paragraphen durch den Redakteur Eduard Elben von Stuttgart, den Vorsitzenden des württembergischen Landesvereins, welcher mit Recht darauf hinwies, daß auf dieses Programm hin bereits 10 000 evangelische Männer sich die Hände gereicht hätten und daß es sich nun nur darum handeln könne, auf dem so bewährten Boden weiterzubauen, nicht aber den gelegten Grund durch vielleicht wohlgemeinte, aber mißverständliche Aenderungen des ursprünglichen Programms zu erschüttern. Den in besonderm Sinne bekenntnistreuen Mitgliedern aber kam man durch einstimmige Annahme folgender vom Vorstande vorgeschlagnen Deklaration entgegen:

> Der Evangelische Bund erklärt aus Veranlassung der beiden Anträge aus Württemberg und dem Oberlausitzer Zweigverein hiermit ausdrücklich, daß er mit seinem Programm (§ 2) durchaus nicht beabsichtigt, an dem Bekenntnisstande der deutschen evangelischen Landeskirchen zu ändern.

Den Bund reichskirchlicher Bestrebungen zu verdächtigen wird nun nicht mehr angehen, und ich erkläre zum Ueberfluß, daß auch beim intimen Austausch der Genossen außerhalb der Sitzungen von solchen Absichten nichts zu spüren war. Allerdings war — in Frankfurt am Main natürlich genug! — viel von der „kirchlichen Mainlinie" die Rede, welche fallen müsse, wie die politische gefallen sei; aber dieses Bild bleibt wahrlich zutreffend: die höhere Kirchturmspolitik der vereinzelten Landeskirchen muß in der That fallen, und die Gemeinsamkeit der Nöte und Interessen muß durchdringen, wenn der deutsche Protestantismus nach innen wie nach außen seine Kräfte voll entwickeln soll, so gewiß die deutschen Stämme erst zu Macht und Ansehen gekommen sind, seit Nord und Süd Ein Volk von Brüdern geworden — unbeschadet der Selbständigkeit der einzelnen Staaten mit ihren Eigentümlichkeiten, eins nur in den großen, ernsten Kämpfen und Arbeiten um die höchsten gemeinsamen Güter. Was am Rhein, in Deutsch-Polen das protestantische Bewußtsein verletzt, muß alsbald im Herzen des evangelischen Württembergers und Sachsen nachzittern, als sei es ihm selbst geschehen; die auf den Vorposten müssen ein wohlorientirtes und schlagfertiges Heer hinter sich wissen und im entscheidenden Augenblicke starken Beistandes sicher sein. Was hat solche Gemeinschaft mit dem Phantom einer Reichskirche zu thun?

Auf die Vorträge der DD. Beyschlag, Fricke und Benrath einzugehen, verbietet uns der Raum. Notwendig aber ist ein Wort über die von der öffentlichen Hauptversammlung am 17. angenommenen Resolutionen. Aus dem Schoße des Bundes hervorgegangen, durch den Vorstand angenommen und vertreten, lagen zur Beschlußfassung sechs Anträge vor, die zu lebhaftem, zuweilen erregtem Meinungsaustausch Anlaß gaben. Sie betrafen die Dotation der evangelischen Landeskirchen, die Mischehen, die römischen Prozessionen, den öffentlichen Schutz gegen Beschimpfung Luthers, die Zulassung römischer Orden, sowie der barmherzigen und grauen Schwestern, endlich die jährliche volkstümliche Feier von Luthers Geburtstag. Es erhoben sich Stimmen, welche vor jeder Beschlußfassung warnten, weil die einzelnen gewichtigen Gegenstände der vorgeschlagenen Sätze jeder für sich eingehender Beratung bedürften und erst auf Grund einer solchen gefaßte Beschlüsse das ganze wünschenswerte moralische Gewicht haben würden. Wunderliche Bedenklichkeit! Denn es handelte sich bei den Anträgen weder um technische oder wissenschaftliche Fragen, noch um Gesetzesvorschläge oder dergleichen, in welchem Falle allerdings gründliche Einzelberatung unerläßliche Pflicht gewesen wäre, sondern einfach um öffentliche Aeußerung gewisser Erwartungen und Forderungen, über welche unter kundigen Protestanten gar kein Streit möglich ist. Das war denn auch die deutlich spürbare Empfindung der Versammlung, und so wurden die vorgeschlagenen Sätze gegen Minderheiten von einer bis zu zehn Stimmen mit freudiger Zustimmung angenommen. Nicht ohne daß im einzelnen allerhand Verbesserungen beantragt und durchgesetzt, zugleich die sechs Sätze schließlich auf fünf zurückgeführt worden wären. Hier Nr. 1:

> Wir erachten es für eine Pflicht der Staaten, daß der zurücksetzenden Behandlung, unter welcher die evangelische Kirche vieler Orten durch unzulängliche Ausstattung mit äußeren Mitteln leidet, ein Ende gemacht werde, den evangelischen Kirchen die notwendigen Mittel zur ausreichenden kirchlichen Versorgung ihrer Glieder und zur geeigneten Vorbildung ihrer Geistlichen gewährt werden.

Eine Debatte fand darüber nicht statt. Die bisher vornehmlich im Rahmen der Hammersteinschen Bewegung erhobene Forderung einer ausreichenden Dotation der evangelischen Landeskirchen an die hierzu verpflichteten Staaten ist damit als einmütige Forderung aller deutschen Protestanten festgestellt. Möchten die Staaten diese Pflicht, welche für Preußen Fürst Bismarck ausdrücklich anerkannt hat, nun auch wirklich Anstalt machen zu erfüllen!

Hätte die zweite, Mischehen betreffende Resolution eine eigentliche Mischehenordnung aufstellen wollen, so würde die Schwierigkeit der Sache die eingehendste Beratung geboten haben. Auch hier aber galt es nur den Finger auf einen Punkt zu legen, wo Wandel notthut — und welcher bedürfte dessen dringender? Ueberall wird man mit Genugthuung zustimmen, wenn beschlossen wurde:

> Angesichts der Verluste, welche die evangelische Kirche auf dem Gebiete der gemischten Ehen erleidet, sowie angesichts des unheilvollen Einflusses, den die römische Behandlung der gemischten Ehen für den Frieden des Familienlebens und die Einheit der Volksgemeinschaft hat,

---

*) Der betreffende Aufsatz hat der „Germania" zu einem mit dreisten Unwahrheiten behafteten Leitartikel Anlaß gegeben. Wir werden zu antworten wissen. D H

erachten wir es für dringend geboten,

1. daß die evangelischen Kirchen eine feste und möglichst gleichmäßige Ordnung in Bezug auf Behandlung der gemischten Ehen und derjenigen Mitglieder derselben, welche das Versprechen römisch-katholischer Kindererziehung gegeben haben, aufstellen und durchführen,

2. daß den Gliedern der evangelischen Kirche die Pflicht der Treue gegen das evangelische Bekenntnis eingeschärft werde.

In Sachen der römischen Prozessionen werden örtliche und bundesstaatliche Sonderverhältnisse wesentliche Berücksichtigung verdienen. Aber ein öffentlicher Uebelstand ist auch in diesem Stücke vorhanden und mußte öffentlich gerügt, insbesondre auch den evangelischen Glaubensgenossen ihre Mitschuld daran zu Gemüte geführt werden; daher 3.:

Die im größten Teil von Deutschland thatsächlich bestehende Freiheit der römischen Kirche, auch an Orten konfessionell gemischter Bevölkerung öffentliche Prozessionen zu halten, hat im römisch-katholischen Volke einen Anspruch auf Anbequemungen der Protestanten an diese Kultusakte, ja auf Huldigungen gegen dieselben erzeugt. Diese Anbequemungen und Huldigungen widerstreiten der evangelischen Ehre und Bekenntnistreue umsomehr, als sie römischerseits durch keinerlei ähnliche Ehrerbietungen gegen unsern Kultus ausgeglichen werden. Wir protestiren gegen den bei den Prozessionen seitens der römisch-katholischen Bevölkerung auf die evangelische geübten Druck als einen anmaßlichen Uebergriff in fremde Gewissensfreiheit und fordern Abhilfe.

Als vierter Satz war ursprünglich der folgende vorgeschlagen:

Es ist ein öffentliches Aergernis, daß der Name des Mannes, welchem das evangelische Deutschland seinen gereinigten Christenglauben und seine beste geistige und sittliche Freiheit verdankt, in römisch-katholischen Blättern und Schriften fortwährend aufs unwürdigste beschimpft werden kann, ohne daß Strafe dafür eintritt. Wir halten es für eine nicht länger zu übersehende Pflicht unsrer deutschen Regierungen gegen diese öffentlichen Beschimpfungen Luthers, durch welche die deutsche Reformation und die evangelische Kirche durchaus mitbetroffen wird, uns einen wirksamen Rechtsschutz zu gewähren.

Nach lebhaftem Für und Wider ist dieser Satz gefallen oder vielmehr in der Weise mit dem sechsten, jährliche Lutherfeier betreffend, verbunden worden, daß der nunmehrige fünfte und letzte Beschluß lautet:

Der Evangelische Bund erklärt es für ein öffentliches Aergernis, daß der Name des Mannes, welchem das evangelische Deutschland seinen gereinigten Christenglauben und seine beste geistige und sittliche Freiheit verdankt, in römisch-katholischen Blättern und Schriften fortwährend aufs unwürdigste beschimpft wird, und sieht in der jährlichen volkstümlichen Feier des Geburtstages von Dr. Martin Luther ein wichtiges Mittel zur Weckung des evangelischen Bewußtseins in der protestantischen Bevölkerung Deutschlands. Es wird daher den Vorständen der Zweig- und Lokalvereine, sowie den einzelnen Bundesmitgliedern empfohlen, eine solche volkstümliche Feier nach Kräften überall anzuregen und für deren würdige Gestaltung Sorge zu tragen.

Wir können nur aufs lebhafteste unsre Genugthuung darüber ausdrücken, daß man darauf verzichtet hat, Staat und Staatsanwalt zum Schutze des Andenkens Luthers anzurufen. Der Mann bedarf solchen Schutzes wahrlich nicht. Dagegen haben wir schon aus Anlaß des Prozesses Thümmel (Nr. 30) und der Verurteilung eines römischen Priesters wegen Beschimpfung der evangelischen Kirche (Nr. 34) uns nicht für Beschränkung, sondern für Erweiterung des Rechtes der Polemik auf beiden Seiten erklärt. Der Schimpf wirklicher Beschimpfung wird immer auf den Teil, der solcher Gemeinheit sich schuldig macht, zurückfallen; was aber Beschimpfung im juristischen Sinne ist und was dagegen berechtigte Kennzeichnung innerer Schäden und thatsächlicher Unerträglichkeiten für christlichen Wahrheitssinn und christliches Gewissen, das zu unterscheiden werden Staatsanwalt und Richter nicht immer fähig sein.

Zum vorletzten (nunmehr vierten) Punkte entspann sich eine begreifliche, aber doch recht überflüssige Debatte wegen der barmherzigen Schwestern. Etliche meinten, denselben als Krankenpflegerinnen ein gutes Zeugnis ausstellen zu müssen — kein Zweifel, daß sie dieses Lob verdienen. Aber es zeigte sich dabei zugleich, daß man von der andern Seite pflichtschuldiger Thätigkeit, welche dieselben barmherzigen Schwestern im Dienste der römischen Propaganda unter günstigen Umständen überall entwickeln, in weiten Kreisen unsers evangelischen Volkes keine Ahnung hat. Auf diesen Punkt kommen wir demnächst ausführlich zurück. Es wurde folgende Erklärung schließlich fast einstimmig angenommen:

1. In Erwägung, daß die Ansiedelung römisch-katholischer Ordensleute in konfessionell gemischten Gegenden zur Störung des kirchlichen Friedens führt, spricht der Evangelische Bund die Erwartung aus, daß die staatliche Genehmigung zu Ordensniederlassungen wenigstens in überwiegend evangelischen Orten werde versagt werden.

2. Gegenüber den vielfach hervorgetretenen Uebergriffen der barmherzigen und grauen Schwestern ermahnt der Evangelische Bund die evangelische Bevölkerung zu größerer Wachsamkeit und richtet an die weibliche Jugend des evangelischen Bekenntnisses den Aufruf, sich in reicherem Maße als bisher dem christlichen Liebeswerke der Krankenpflege zu widmen.

Das Preßkomitee wurde beauftragt, über die in den Resolutionen berührten Punkte allgemein und eingehend unterrichtende Denkschriften herauszugeben. Endlich wurde noch in Anbetracht des unvollkommenen Zustandes der offiziellen kirchlichen Statistik beschlossen, an die Staatsregierungen die Bitte zu richten, es möchten bei den offiziellen Volkszählungen auch für die Mischehen und sonstigen konfessionellen Fragen Rubriken eingestellt werden.

Kein Zweifel, daß der Evangelische Bund mit diesen Erklärungen in Frankfurt einige wesentliche Stücke, um die es sich bei der gegenwärtigen konfessionellen Lage handelt, zu rechtzeitiger Aussprache gebracht hat. Daß er nicht nur einen Mund zum Reden, sondern auch eine Hand zum Thun besitzt, wird er nun weiter in stiller Wirksamkeit zu bewähren haben, wie es denn bisher schon an solcher Bewährung auch nicht gefehlt hat. Neue Fäden sind in Frankfurt gesponnen, neue Aufgaben in den Arbeitsbereich hineingezogen worden; aber das Beste davon wird der öffentlichen Beobachtung und Würdigung vielfach entzogen bleiben müssen. So verzichten wir auch auf jede Auswahl aus den vertraulichen Mitteilungen, welche am 16. über die Lage des Protestantismus im preußischen Osten gemacht wurden; einen Ersatz dafür wird unsern Lesern demnächst ein Aufsatz „Zur Polenfrage" bringen.

Irgendwo habe ich gelesen, es habe bei den Verhandlungen der Ruf zur Einkehr und Buße gefehlt. In Wahrheit erfüllte die Erkenntnis von den Versämnissen und Verschuldungen des evangelischen Volkes alle Gemüter. Daher verloren auch die Resolutionen im Laufe der Beratung immer mehr den Sinn von Forderungen an Staat u. s. w. und wurden immer mehr zu einem Appell an das Gewissen der evangelischen Christen.

Bedauerlich war die mangelhafte Beteiligung der Stadt Frankfurt. Nicht als ob es evangelische Bürger an Gastfreundschaft hätten fehlen lassen — im Gegenteil. Aber ein großer Teil der Frankfurter Geistlichkeit bewahrte eine Zurückhaltung, welche verletzend war. Ich weiß nicht und habe nicht nachgefragt, inwieweit das in Frankfurter Verhältnissen seinen Grund haben mochte. Ich denke aber, daß es nach dem schönen Gelingen der Bundesversammlung den abseits gebliebenen Herren am meisten leidthun mag, daß sie nicht zu noch schönerm Gelingen mitgeholfen haben. Unerhört war es, daß der Bund durch eine am Sonntag zuvor (den 14.) gehaltene, dann „auf mehrfachen Wunsch dem Druck übergebne," am Tage der öffentlichen Hauptsitzung (den 17.) bereits öffentlich zum Kauf ausgebotene Predigt begrüßt wurde, welche in bedauerlicher Unkenntnis des Wesens und der Ziele des Bundes von A bis Z direkt gegen denselben gerichtet ist. Auf Grund von 1. Kor. 12, 1—11 führt der Prediger aus, daß „die evangelische Kirche der festeste und wirksamste Bund zur Wahrung gegen Unchristentum und Wahnchristentum" sei. Was gut und richtig in der Predigt gesagt ist, trifft wahrlich nicht den Bund, und was den Bund trifft, ist nicht richtig. Wie viel häßlicher macht sich doch solch voreiliges Aburteilen auf der Kanzel, als seinerzeit das in Nr. 3 d. Bl. gekennzeichnete Losfahren politischer Blätter auf Grund gleicher Unkenntnis und gleichen Unverständnisses! Die beste Antwort aber auf die falsche Beleuchtung der Bundesbestrebungen durch den Antifestprediger hat der berufene Festprediger, Pastor Vieregge aus Bonn, gegeben, als er in der Paulskirche am Abend des 16. über 2. Tim. 1, 5—10 sprach und im Namen der Genossen ein Zeugnis ablegte, dessen christlich-evangelischer Inhalt, sollt' ich meinen, auch so schnellfertigem Argwohn ein zwingendes Halt! entgegengerufen hat. Beiläufig sei dem aufrichtigen Gegner, wie allen Lesern unsers Blattes, aufs wärmste die sechste Flugschrift des Evangelischen

Bundes empfohlen, welche in Frankfurt ausgegeben wurde: „Die Möglichkeit eines ehrlichen Zusammenwirkens von kirchlich-konservativen und -liberalen Elementen im Evangelischen Bund. Referat bei der württembergischen Landesversammlung des E. B. in Stuttgart, 5. Juli 1887, von P. Wurm, Dekan in Blaubeuren."

Die Frankfurter Tage haben entschieden, daß der Evangelische Bund für die Zukunft unsrer Kirche seine Bedeutung haben wird. Gott gebe, daß sich die Hoffnungen erfüllen, die wir nach den gepflogenen Verhandlungen auf ihn setzen dürfen. Der Entschluß, dazu nach unsern Kräften mitzuarbeiten, ist uns nicht wenig gestärkt worden; möchten alle ernsten und frommen Protestanten je länger je mehr so mit uns empfinden. R

Tagebuchblätter aus Italien

5

(Pompeji, 8. Mai)

Gestern also sollte die Uebertragung des wunderthätigen Bildes aus der kleinen Kapelle in die zur Hälfte vollendete Kirche vor sich gehen und damit die Krönung Marias verbunden werden. Die Geheilten haben eine besondre Stiftung gemacht und ein Diadem von mehr als 700 kostbaren Steinen, Brillanten, Smaragden, Saphiren gestiftet. Es thut dem Diadem keinen Eintrag, daß vier Smaragde darunter sind, welche zwei jüdische Brüder gestiftet haben. „Wir wollen doch sehen, ob Maria, Joachims und Annas Tochter, ihre hebräische Stammesverwandte, das Geschenk ihrer eignen Landsleute behalten wird, ohne sich dafür erkenntlich zu zeigen."

Schon etliche Tage vor dem Beginne des eigentlichen kirchlichen Festes besuchten wir Valle di Pompei. Die Anstalten sind achtungswert, entsprechen aber bei weitem nicht den Erwartungen, die man nach allem, was man gelesen und gehört hat, hegen muß. Man ist sehr zuvorkommend und giebt den Besuchern eine ganze Bibliothek von Schriften mit auf den Heimweg. Das wunderthätige Bild hing noch über dem Altare in der kleinen ursprünglichen Kapelle. Eine Anzahl Frauen kniete auf dem Boden, eifrig ihren Rosenkranz abbetend. An der Wand zu beiden Seiten des Bildes hingen acht sehr hohe Glaskästen mit Votivgaben, alle aus Silber, eine große Anzahl geheilte Körperteile darstellend, genau so, wie man sie drüben im alten Pompeji, nur aus Thon gefertigt, in den Tempeln gefunden hat und jetzt in großer Menge im Museum zu Neapel aufbewahrt. Der größte Teil waren Herzen, auffällig viel, bei weitem mehr, als man sonst in katholischen Kirchen zu sehen gewohnt ist. Wir wunderten uns lange darüber, bis uns gesagt wurde, daß diese Madonna in Neapel so in Mode gekommen ist, weil man sie als die Patronin der glücklichen Ehe, als die Wiederherstellerin der unglücklichen Ehe ansieht. Nun erklärte sich uns auch der große Zulauf. Zur Seite des Altars war an der Wand eine Holztafel befestigt, die für jeden der Monatstage eine Abteilung hatte. In jeder Rubrik waren fünf, zehn Zettel zu lesen: Maria N. aus Neapel — vierzehn Tage Messe, Caterina X. aus Venedig für vier Wochen empfiehlt sich der heiligsten Jungfrau. Fast alle Gegenden Italiens, auch das Ausland war vertreten.

Wie hier schon immer die Menschen herbeiströmten, so flutete doch noch ganz anders die Menschenmasse um das Heiligtum am Tage vor dem Feste, am Feste selber. Die Eisenbahnen, die ebenso wie der Staat mit dem sich entwickelnden regen Leben sehr zufrieden sind, ließen die Züge halten, stellten Extrazüge ein. Auch die Kirche hatte das ihrige gethan. „Der erste vollständige Ablaß ist vom Papste allen denen bewilligt, welche das Heiligtum in diesen Tagen besuchen werden, auch anwendbar für die Seelen der Verstorbenen. Der zweite vollständige Ablaß denen, welche an irgend einem andern Tage im Jahre das Heiligtum betreten, auch er anwendbar für die Seelen im Fegfeuer. Drittens: der Hauptaltar ist zum privilegirten Altar erklärt worden. Für jede Messe, welche man hier feiert, befreit man eine Seele aus dem Fegfeuer." Kein Wunder, wenn die Menschen massenweise kamen. Die eine Woche vorher eingeweihte Via sacra, welche zur Kirche führt, die neue große Piazza waren dicht gedrängt von Neapolitanern, die, halb um sich zu amüsiren, halb um ein frommes Werk zu thun, hundertweise sich eingefunden hatten, von Landleuten aus den entlegensten Gegenden, meist mit Weib und Kind im Verein herzugekommen. Scherzend, lachend, sich neckend gingen die Gäste die Via sacra entlang, um auf der erst abgezäunten Piazza Halt zu machen. Hier war eine leichte Bretterbude errichtet, mit dem Flitterwerk römischer Kirchenfestdekoration behängt, mit dem Monogramm der Maria verziert. Hierher hatte man früh am Morgen in großer Prozession das Bild aus der Kirche übertragen. Davor sammelten sich die Tausende von Festbesuchern. Wer näher herankam, mußte den Hut abnehmen, und man sah umso strenger darauf, als das Sakrament vorn an dem provisorischen Altare gespendet wurde.

Zwei Musikbanden spielten abwechselnd auf dem Platze, spielten auch während der Sakramentsausteilung. Mir erschien das zum Besten gegebene selbst wenig angemessen, und ich trat deshalb zu der einen Kapelle, um mich nach dem Komponisten des Stückes, das sie eben als Begleitung zum Sakramente des Altares spielten, zu erkundigen. Es war die Introduktion zum zweiten Akte des „Maskenballes" von Verdi.*) Nicht lange dauerte es, so kam die Geistlichkeit in großer Prozession, mit ihr der vom Papste eigens für das Fest abgeordnete Kardinal, hinter ihm die Vertreter der italienischen Städte. Voran wurde eine von der Zunft der Packträger der Dogana in Neapel gestiftete Fahne getragen. Das Bild wurde aus dem Rahmen gelöst; der Kardinal drückte die vom Papste besonders geweihten Diademe für Maria und das Kind in dasselbe ein, verlas drei päpstliche Schreiben und erteilte den päpstlichen Segen.

Ein starker Regen beschleunigte die Rückkehr in die Kirche, verhinderte aber die Ausführung einer Programmnummer: während die Madonna in der Kirche auf ihren Thron gesetzt wurde, hatte man — am hellen Tage — auf der Piazza ein großes Feuerwerk abbrennen wollen, die Zerstörung Pompejis durch den Vesuv darstellend. In Sturm und Regen wurde die Madonna zurückgetragen. Welcher Enthusiasmus kam aber trotzdem zum Ausbruche, als sie unter den Klängen des italienischen Königsmarsches vor dem Portale der Kirche anlangte! Die Menschenmenge staute sich, keiner wich vom Platze, ein jeder sah auf das Bild, die Blumen flogen in die Höhe, die Kränze wurden zerpflückt, im Augenblicke bedeckten hunderte von roten und weißen Rosen, tausende von Rosenblättern das Gemälde, den Baldachin, die Träger, Hüte und Mützen wurden in die Luft geworfen, und tausendstimmig hallte es: Evviva la Madonna, evviva la Regina, evviva il nostro Rosario! Ein alter Mann stand neben mir, dem aus dem Gesicht vor innerer Bewegung die Augen und aus den Augen die Thränen traten: Evviva mia madre Maria, evviva la dolcissima Regina Maria! Der Magistrat begrüßte das Eintreten in die Kirche: das Bild wurde nach dem Hochaltar getragen, über dem Altare eingelassen. Der Bischof von Nola trat vor, und als er mit großer Bewegung seine Worte schloß: Evviva la Madonna! fiel der Vorhang von dem erhöhten Bilde. Ein Jubel ohne gleichen durchbrauste die Kirche, begeistertes Händeklatschen, lebhaftes Vivatrufen, Tücher-, Hüteschwenken wollte kein Ende nehmen, bis eine Musikaufführung die Ablösung übernahm.

Nach dem Tedeum folgte ein Hymnus, dessen Text ausgeteilt wurde: „Regiere, o Maria, mit dem Bande deines Rosenkranzes die Welt. Und mit deinem Throne verbreite unter den Völkern die süße Regung deiner holden Liebe. Erschließe den lieben Weg von der Erde zum Himmel," und nach einem Ave Maria und andrer Gesangsaufführung wurde die ebenfalls in Zetteln ausgeteilte „Supplica an die mächtige Königin des heiligsten Rosenkranzes" gebetet, die mit den Worten schloß: „O du benedeiter Rosenkranz der Maria, du süße Kette, welche

*) Man erlebt da freilich auch in evangelischen Gottesdiensten Wunderliches. Ein Ohrenzeuge berichtet, daß in der Waldenserkirche zu Turin während der Abendmahlsfeier Opernmusik erklang. Ich selbst hörte bei derselben Gelegenheit in Herborn ein Stück der Tannhäuserouvertüre, und zwar nicht nur den Pilgerchor, sondern auch den Anfang des Venusberges. Und in Vevey spielte der Organist zum Schlusse des Frühgottesdienstes Schuberts Lied „Am Meer" mitsamt der Melodie „Mich hat das unglücksel'ge Weib ꝛc."

uns mit Gott verknüpft, Band der Liebe, welches uns mit den Engeln verbindet. .... Und der letzte Hauch von den ersterbenden Lippen wird dein süßer Name sein, o Königin des Rosenkranzes von Valle di Pompei, o du unsre liebe Mutter, o du einzige Zuflucht der Sünder, du erhabne Trösterin der Betrübten!"

Für Musikaufführungen, für bengalisches Feuerwerk am Abend war gesorgt, und die Gäste nahmen auch diese Nummern des Programms dankbar mit. Die kirchlichen Festlichkeiten dauern noch eine volle Woche weiter. Erst am 15. Mai ist der Schluß. Die Madonna del Rosario hat jetzt großen Einfluß in Italien und auch der ausschließlich als ihr Gebet betrachtete Rosenkranz hat entschieden in jüngster Zeit an Bedeutung wieder zugenommen. Das ist ganz im Sinne der letzten Päpste. Von Pius IX. ist es bekannt, wie er den Gebetmechanismus des Rosenkranzes empfohlen hat, und die neueste Photographie stellt Leo XIII. knieend vor der ihm erscheinenden Himmelskönigin dar, den Rosenkranz in der Hand; darunter steht u. a.: „Sieh, o Christ, das fromme Beispiel, das dir der große Vater giebt, welchem Jesus Christus dich anvertraut hat, um dich dem Himmel zu vereinigen."*) J F

Aus dem Gustav-Adolf-Verein

(Hauptversammlung in Nürnberg) Das Programm für die am 13., 14. und 15. September 1887 zu Nürnberg abzuhaltende einundvierzigste Hauptversammlung des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung ist folgendes:

Montag, den 12. September: Von 8 Uhr vormittags an ist im Zentralbahnhofe ein Wohnungs- und Anmeldebüreau, im Gasthause „zum goldenen Adler," Adlerstraße Nr. 15, das Büreau des Zentralvorstandes für sämtliche Festteilnehmer geöffnet. 9 Uhr vormittags: Beratung des Zentralvorstandes im kleinen Saale des „goldenen Adler," Adlerstraße Nr. 15, wo dessen Geschäfts- und Sitzungszimmer sich befinden. Nachmittags: Fortsetzung dieser Beratung. Abends treffen sich die bereits anwesenden Festgäste in den Räumen der Gesellschaft „Museum," Königsstraße Nr. 1.

Dienstag, den 13. September: 9 Uhr vormittags: Fortsetzung der Beratung des Zentralvorstandes. 3 Uhr nachmittags: Oeffentliche Begrüßungsversammlung im großen Rathaussaale. $4^1/_2$ Uhr: Festgottesdienst in der Kirche von St. Sebald, Predigt: Herr Hauptpastor D. Hölscher aus Leipzig. Im Anschlusse an diesen Gottesdienst Ueberreichung der Festgaben. 7 Uhr: Nichtöffentliche Versammlung der Deputirten im Saale des „goldenen Adler." Nach Schluß dieser Versammlung: Gesellige Vereinigung in den Gartenanlagen und Sälen der „Rosenau" mit Liedervorträgen des „Lehrergesangvereins."

Mittwoch, den 14. September: Früh 6 Uhr: Glockengeläute von sämtlichen Stadtkirchen. $6^1/_2$ Uhr: Choralblasen von den Türmen zu St. Sebald und Lorenz. Vormittags 8 Uhr: Festgottesdienst in der Kirche zu St. Lorenz, Predigt: Herr Oberkonsistorialpräsident D. von Stählin aus München. $10^1/_2$ Uhr: Erste öffentliche Versammlung in der St. Aegidienkirche. 2 Uhr: Festmahl im großen Saale des Gasthauses „zum goldenen Adler." Abends 7 Uhr: Festabend im Stadtparke, veranstaltet von der Stadt Nürnberg.

Donnerstag, den 15. September: Vormittags $8^1/_2$ Uhr: Zweite öffentliche Versammlung in der St. Aegidienkirche. Nachmittags 4 Uhr: Geistliches Konzert in der St. Lorenzkirche, gegeben vom „Nürnberger Kirchenchore." (Besitzer von Festkarten haben freien Eintritt, für die übrigen Konzertbesucher werden Eintrittskarten zu 1 M. in der Hofmusikalienhandlung von Soldan, Königsstraße Nr. 1, abgegeben.) Abends 7 Uhr: Freie Versammlung mit Ansprachen auswärtiger Festgäste in den Räumen des „Industrie- und Kulturvereins," Sandstraße Nr. 21.

Freitag, den 16. September: Vormittags von $8^1/_2$ Uhr an Besichtigung der Burg und der übrigen Sehenswürdigkeiten der Stadt. Von 10 Uhr an Besichtigung des Germanischen Museums. Nachmittags 2 Uhr: Gemeinschaftliche Eisenbahnfahrt nach Fürth und Spaziergang auf die „alte Veste" bei Fürth.

(Baiern) Für die große Jahresversammlung des Gesamt-Gustav-Adolf-Vereins, die vom 13.—15. September in Nürnberg abgehalten werden soll, werden nicht nur in Nürnberg, sondern auch sonst in Baiern rege Vorbereitungen getroffen. Bedeutsam ist ein Flugblatt, welches der „Gustav-Adolf-Verein für Baiern d. d. Rh. in Ansbach" hat ausgehen lassen. Es erinnert an die Bedeutung Nürnbergs, an die Jahresversammlung von 1862, wo dort Oberkonsistorialpräsident D. von Harleß, und von 1869, wo zu Bayreuth Domherr Professor D. Kahnis gepredigt; ferner daran, daß die erste Gustav-Adolf-Gabe, welche überhaupt an eine evangelische Gemeinde gelangt ist, 1832 einer baierischen Gemeinde, nämlich Karlshuld auf dem Donaumoose im Betrage von 50 Gulden zugefallen. Bis zum Schlusse des Jahres 1886 haben baierische Gemeinden vom Gustav-Adolf-Verein 836159 Mark erhalten. Des nähern wird dies durch eine Reihe von Angaben über bedeutendere Fälle illustrirt. Dann heißt es: „Welche geschichtlichen Erinnerungen knüpfen sich an Städte wie Amberg, Donauwörth, Neuburg a. D., Neustadt a. S. aus den schweren Tagen der Gegenreformation, da unser Bekenntnis dort mit List und Gewalt unterdrückt wurde; oder an Dillingen, Freising, Ingolstadt, Kelheim, Landshut, Passau, Straubing, Waldsassen, deren langbewährter Ruhm die (römische!) „Glaubenseinheit" gewesen, die jetzt protestantische Gemeinden in ihrer Mitte nicht bloß dulden müssen, sondern zum Teil recht gerne sehen; was für Segen ist doch durch die Reisepredigtinstitute in Oberbaiern und Oberpfalz verbreitet worden: Reichenhall, Rosenheim, Starnberg, Tölz, Traunstein, Weilheim, dann Cham, Deggendorf, Schwandorf, Tirschenreuth, Zwiesel geben davon lautes Zeugnis! Neben so alten Gemeinden wie Unteraltenbernheim, wo die Protestanten 1596 ihres kirchlichen Rechtes und Besitzes gewaltsam beraubt wurden, stehen neu sich bildende wie Schnaittach, wo unsre Glaubensgenossen sich gleichsam selbst entdeckten und dann zusammenthaten, und jene wie diese setzen die Hoffnung ihres Fortbestandes und ihrer Fortentwicklung auf den Gustav-Adolf-Verein. Ja wir dürfen wohl fragen: Was wäre, ohne die Hilfe dieses Vereins, aus unsrer evangelisch-lutherischen Diaspora in Baiern geworden? Ihre Existenz und ihre seitherige kirchliche Versorgung ist ein Werk, das Gott durch ihn gethan hat."

Trotzdem glaubt der Ansbacher Hauptverein hinzufügen zu sollen: er spreche damit den Gustav-Adolf-Verein nicht heilig, leugne nicht, daß ihm wie allen Menschenwerken Unvollkommenheit anklebe, stelle nicht in Abrede, daß er in seiner ausgebreiteten Thätigkeit einen oder den andern Mißgriff möge begangen haben; weiter aber wendet er sich dann eingehender noch gegen zwei wider den Verein erhobene Vorwürfe, nämlich gegen den des Unionscharakters und den andern protestantenvereinlicher Bestrebungen. In ersterer Beziehung dürfe man alle Diasporagemeinden getrost aufrufen, ob ihnen in Verbindung mit den Gaben, die sie empfangen, je irgend eine konfessionelle Zumutung gestellt worden sei; nicht minder würden alle Zweig- oder Frauenvereine bestätigen, daß hinsichtlich der Verwendung der Beiträge stets die weitestgehende Freiheit gewährt worden. Der Gustav-Adolf-Verein zwar wolle einigend wirken; aber nicht um Glaubens- oder Bekenntnis-, sondern um Liebes-Einigkeit, um christlich-brüderliche gegenseitige Hilfe der Evangelischen ist es ihm zu thun.... Endlich aber sprechen wir es offen aus, daß wir ein Unrecht oder eine Untreue gegen das lutherische Bekenntnis darin nicht erkennen können, wenn unter unsrer Mitwirkung reformirten oder unirten Gemeinden in römisch-katholischen Landen zur Befriedigung ihrer kirchlichen Bedürfnisse, zur Linderung ihrer oft schreienden geistlichen Not, zur Ermöglichung ihres Fortbestandes recht ausgiebig unter die Arme gegriffen wird. Ist uns doch mit ihnen wahrlich noch mehr gemeinsam als nur der Gegensatz gegen Rom! Mit einer Beschränktheit des Sinnes aber, die z. B. Anstand nimmt, die Kaiserswerter Liebesarbeit im Orient zu unterstützen, weil Kaiserswert der unirten Kirche angehört, ist eine Verständigung allerdings nicht möglich."

Protestantenvereinliche Bestrebungen sodann würden zwar nicht für Baiern behauptet, wohl aber solle es „mit Oesterreich-Ungarn nicht durchweg richtig stehen." Darauf nun wird erwiedert: „Das ist denn eine schwere Sache, wenn wir alles, was in einem soweit ausgedehnten Arbeitsfelde, wie dem des Gustav-Adolf-Vereins, vorkommen mag, verantworten sollen! Gegen wen ist man sonst so unbillig? Daß unser Verein mit dem Protestantenverein als solchem nichts gemein habe noch haben wolle, liegt aktenmäßig vor. Daß in den vielfach so unreifen, so sehr dürftigen, so hart ringenden protestantischen Gemeinden Oesterreich-Ungarns da und dort die volle evangelische Entschiedenheit vermißt wird, daß da vielleicht mancher Geistliche oder Schullehrer noch nicht ganz aus dem Rationalismus sich frei gemacht hat, daß in den Städten zumal die Protestanten oft recht wenig positive Haltung und Richtung zeigen, wer wollte das leugnen? Wer will es aber auch vollständig beweisen? Und sollen wir deshalb die Hand von diesen Leuten abziehen? sie dem Unglauben oder der römischen Propaganda heimfallen lassen? Bekämpfen wir so den Protestantenverein? Thut nicht vielmehr der Gustav-Adolf-Verein diesem Schaden, Abbruch und Einhalt, indem er geordnetere Kirchen-, Schul- und Gemeindeverhältnisse herbeiführt, durch die der Bestand der Gemeinden gerettet und ihre Gewinnung für richtigere religiöse Erkenntnis möglich gemacht wird?"

„Wer achtsamen Auges das planmäßige, einheitliche, auf allen Punkten gleichzeitige Vorgehen Roms wider den Protestantismus verfolgt hat, wer damit vergleicht, wie schutzlos und verlassen unsre Glaubensgenossen hin und her in der Zerstreuung sich befänden, wenn nicht doch überall jetzt ein Anschlußpunkt für sie in erreichbarer Nähe hergestellt wäre, sei's eine Kirche, ein Bethaus, eine Schule, sei's eine Reisepredigerstation oder ein Konfirmanden-, Waisen- oder Krankenhaus: der wird uns beistimmen, daß ein Verein, welcher solche Anstalt schafft und welcher zugleich die helfende Liebe aller evangelischen Christen einigermaßen zusammenfaßt, um sie zu einer geordneten, ineinander greifenden Wirksamkeit zu organisiren, daß ein solcher Verein, wenn er nicht bestünde, in unsrer Zeit gestiftet werden müßte."

H

Bücher und Schriften

(Vier Vorträge) Auf der theologischen Konferenz zu Gießen wurden am 24. Juni 1886 zwei Vorträge gehalten, welche vorzüglich geeignet

*) Vgl. über Leo XIII. und die Madonna vom Rosenkranz Nr. 26, S. 245.

sind, auch ein nichttheologisches Publikum, sofern es kirchlich-religiöses Interesse besitzt, über wichtige Gebiete zu unterrichten. Sie liegen erfreulicherweise zusammen gedruckt vor, und wollen wir sie unsern Lesern hiermit warm empfohlen haben (Gießen, 1887; 120 S.; Mk. 1,60). Zuerst beschreibt Oberkonsistorialrat D. Sell in Darmstadt „Die geschichtliche Entwicklung der Kirche im 19. Jahrhundert und die ihr dadurch gestellte Aufgabe“ (66 S.). Darnach giebt Konsistorialrat Professor D. Heinrici in Marburg eine Darstellung der „Forschungen über die paulinischen Briefe, ihren gegenwärtigen Stand und ihre Aufgaben.“ — Auch die diesjährigen Vorträge (vom 9. Juni) sind in gleicher Form und Gemeinschaft soeben erschienen: Professor D. Herrmann von Marburg handelt über den Begriff der Offenbarung (28 S.), und Professor D. Karl Müller von Gießen berichtet über den gegenwärtigen Stand der Forschung auf dem Gebiet der vorreformatorischen Zeit (37 S.). R

(Meisterwerke der christlichen Kunst) Unsre Zeit leidet keinen Mangel an guten Reproduktionen der durch Meisterhände in Stein und Farbe geschaffenen Kunstwerke. Die Photographie hat sich allmählich zu einer Vollendung entwickelt, daß sie in ihren besten Erzeugnissen, was lebendige Wirkung anlangt, der Wiedergabe durch den Kupferstich sich an die Seite stellen kann. In unsern Tagen hat man auch wieder angefangen, dem Holzschnitt lebhafte Aufmerksamkeit zuzuwenden, und mit Erfolg versucht, ihm die Bedeutung aufs neue zu verschaffen, welche dieses ohne Zweifel am besten für weite Verbreitung geeignete Reproduktionsverfahren durch Künstlerhand einstens besessen hat. Daß wir in Deutschland gegenwärtig auf diese Weise hergestellte Blätter haben, welche sich mit den uns hierin vorausgeeilten ausländischen vollständig messen können, verdanken wir zum guten Teile der Verlagshandlung von J. J. Weber in Leipzig. Viele von den „Meisterwerken der Holzschneidekunst aus dem Gebiete der Architektur, Skulptur und Malerei,“ welche seit einigen Jahren dort erscheinen, sind in der That Meisterwerke des reproduzirenden Holzschnittes.

Unter dem Titel Meisterwerke der christlichen Kunst bietet sie jetzt in Folioformat 23 Blätter, welche meistenteils aus dem größeren Werke genommen sind. Eine Anzahl der bekanntesten und am höchsten geschätzten Schöpfungen der Kunst sind hier vereinigt: Lionardos Abendmahl, Fra Bartolommeos Grablegung Christi, Raffaels Madonna della Sedia, Sixtinische Madonna, heilige Cäcilia, Correggios Heilige Nacht, Rembrandts Hundertguldenblatt, Rubens' Kreuzabnahme. Auch neuere deutsche Künstler sind vertreten, so Plockhorst und namentlich Karl Cauer mit seinem Marmorwerke Christus mit der Dornenkrone. Man kann das Lob über die künstlerische Ausführung nur wiederholen. Namentlich die großen Hauptblätter verdienen die uneingeschränkte Anerkennung.

Das Unternehmen soll fortgesetzt werden, und wir dürfen hoffen, daß wir in den weiteren Heften auch unsre alten deutschen Meister, und mit ihnen auch Rembrandt, in zahlreichen Proben begrüßen können. Die außerordentliche Wohlfeilheit (2 Mk. die Lieferung) wird die weiteste Verbreitung fördern. Man darf sich dessen nur freuen. Nichts liegt in unsrer wenig schaffensfreudigen und schaffensarmen Zeit so am Boden, als die religiöse Kunst, voran die religiöse Malerei. Das meiste, was auf diesem Felde geschaffen wird, ist wenig anmutend, wenig oder gar nicht freudig erhebend, oft abstoßend. Es thut uns allen not, zu unsern alten Meistern zurückzukehren, die Sprache wieder verstehen zu lernen, die sie fromm und anmutig ergreifend reden. So nur bereiten wir den Boden, aus welchem eine neue, kräftig erbauende, Volk und Gebildete emporhebende religiöse Kunst aufblühen kann. J F

(Ueber ländliche Armenpflege) Durch Veröffentlichungen über das Armenwesen hat sich in jüngster Zeit der „Deutsche Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit“ sehr verdient gemacht. 1880 in Berlin gegründet und von Anfang an vortrefflich geleitet, stellte er sich, je länger je abgegrenzter, in erster Linie in den Dienst der Bestrebungen zur Reform der Armenpflege. Als nächstliegende Hauptaufgabe betrachtete er es zu dem Zwecke, zunächst die bestehenden gesetzlich oder anderweit entstandenen Zustände und Einrichtungen bis in ihre Einzelheiten zu ermitteln. Es geschah das wesentlich an der Hand der Statistik: teilweise mit nicht unbedeutenden Opfern wurde von dem genannten Verein eine vielseitige Armenstatistik ins Leben gerufen. Die Ergebnisse dieser bezeichneten Thätigkeit lagen im vergangenen Jahre vor, soweit sie sich auf städtische Verhältnisse bezogen, in V. Böhmert: „Das Armenwesen in 77 deutschen Städten und einigen Landarmenverbänden.“ Dresden, 1886. Allgemeiner Teil. (Vgl. 1887, Nr. 23 d. Bl. Das Erscheinen des speziellen Teiles steht unmittelbar bevor.) Dem genannten Werk entspricht und steht jetzt gegenüber F. Freiherr von Reitzenstein: Die ländliche Armenpflege und ihre Reform.*) Es liegt in der Natur der Sache, daß eine Reform der Armenpflege früher in den Städten als auf dem Lande sich nötig machte. In bekannter vorbildlicher Weise ging darin in den fünfziger Jahren Elberfeld voran. Zur Zeit aber hat sich nun ein außerordentlicher Abstand derselben innerhalb ländlicher und städtischer Verhältnisse ergeben. Wer an der dringenden Reform der ersteren mitarbeiten will, wird an der verdienstlichen Veröffentlichung von Reitzensteins nicht vorübergehen dürfen. — Ein erster allgemeiner Teil des Werkes giebt die Verhandlungen über den Gegenstand auf den vier ersten Kongressen des Vereins. Die bezüglichen Vorträge von 1882, 1884, 1887 kommen wörtlich zum Abdruck. Der vorläufige Abschluß der immer eingehender gewordenen Beschäftigung mit der Sache war, daß der Kongreß zu Bremen in Anerkennung ihrer Umständlichkeit die Sache an eine Kommission überwies. Einerseits die große lokale Verschiedenheit des ländlichen Armenwesens in den einzelnen Teilen Deutschlands, anderseits das vielfache Fehlen statistischer Nachrichten darüber veranlaßten dazu. Teils höhere Verwaltungsbeamte, teils andre dem Gegenstande nahestehende Personen wurden daraufhin von der Kommission dafür gewonnen, an der Hand eines zugesandten Zirkulars vom 6. November 1885 Einzelberichte zu liefern. Mitte Juli 1886 lagen dieselben über alle Teile Deutschlands, 42 an der Zahl, vor. Auf Grund derselben lieferten Landesdirektor Graf von Wintzingerode-Merseburg und Oberamtmann Huzel-Schwäbisch-Hall das Referat für den auf 1886 anberaumten Kongreß zu Stuttgart über „Die Reform der ländlichen Armenpflege.“ Die Kommission ihrerseits stellte elf Thesen zur Beratung auf. Mit der Wiedergabe von Referat und Thesen schließt der allgemeine Teil des Werkes. Den speziellen Teil, bei weitem den umfangreichsten, füllen die Abdrücke der genannten 42 an die Kommission eingegangenen Einzelberichte. Sie bieten das reichste Material. Den „Anhang“ endlich, in Wahrheit den dritten Teil des Werkes, bildet das Protokoll der Stuttgarter Verhandlungen.

Wir können auf den reichen Inhalt nicht eingehen. Nur auf zwei Punkte möchten wir besonders hinweisen: auf das Landarmen- und auf das Armenhauswesen. Gemäß Reichsgesetz vom 6. Juni 1870 über den Unterstützungswohnsitz, giltig für ganz Deutschland bis auf Baiern und Elsaß-Lothringen, erhält durch zweijährige Ansässigkeit in einer Gemeinde jedermann in derselben Anspruch auf Armenpflege im Bedürfnisfall. Diesem Gesetz gegenüber sucht der Landbewohner, dessen Steuerkraft von der Armenkasse je nach Bedürfnis in Anspruch genommen werden muß, dessen Beweglichkeit in Geldangelegenheiten aber bekanntlich nicht groß ist, solche Leute, denen wegen Kränklichkeit, großer Familie, moralischer Unzuverlässigkeit ein materielles Vorwärtskommen nicht zuzutrauen ist, von einem zweijährigen Aufenthalt in der Ortsgemeinde abzuhalten: auf Verabredung wird ihnen allgemein Wohnung, Arbeitsgelegenheit ꝛc. verweigert. Es ist dies eine „thatsächliche Durchbrechung der rechtlich bestehenden Aufenthaltsfreiheit,“ und keine Aufhebung, nur eine künstliche Verschiebung, meist eine Vermehrung der Armenlast. Auf der Grenze selbständiger Existenz, oft von Gemeinde zu Gemeinde vertrieben und dabei ihr bischen Habe verlierend, zuweilen sogar ohne Bedürfnis, nur zum Zweck der Auswanderung von der Gemeinde unterstützt, verfallen sie in Müßiggang, Trunksucht, Vagabundentum. Sie ziehen im Armutsfalle in die Städte oder müssen von größeren Kommunalverbänden verpflegt werden, und bilden die große Klasse der sogenannten Landarmen, erfahrungsmäßig auf einer tieferen Stufe stehend als die Ortsarmen. Vom christlichen Standpunkte aus ist der ganze Vorgang natürlich ein durchaus unsittlicher. In den Städten findet er sich nicht, weil er nicht durchführbar wäre; daß er aber im ganzen sehr im Zunehmen begriffen ist, beweist das bedeutende Wachsen der für die Landarmen aufgewandten Kosten: in Sachsen wurden für das Landarmenwesen verausgabt 1872: 21 000 Mk., 1878: 286 000 Mk., 1887: 450 000 Mk. Handelsdirektor Freiherr von der Goltz-Stettin gab einer weitverbreiteten Ansicht Ausdruck, wenn er in der Diskussion äußerte: „Unsre jetzige Gesetzgebung ist meiner Ueberzeugung nach dazu geeignet, überhaupt künstliche Arme zu machen.“ Das ganze Landarmenwesen ist als ein Krebsschaden an der ganzen Armenpflege zu bezeichnen.

Wie viel besser steht da Baiern da mit seinem Gesetze vom 16. April 1868 (23. Februar 1872), wonach das Heimatsrecht erworben wird durch Geburt, Verehelichung, fünfjährigen Aufenthalt, verloren geht nur durch Erwerb einer anderweitigen Heimatsgemeinde. So hat in Baiern prinzipiell jedermann eine Heimat. Diejenigen wenigen, deren Heimat nicht ermittelt werden kann, versorgt der Staat.

Ueber die sogenannten Armenhäuser auf den Dörfern sagt Landrat Ziller von Meiningen auf dem Kongreß zu Weimar 1884: „Ich meinerseits lege wesentlichen Wert darauf . . ., daß die öffentliche Aufmerksamkeit hingelenkt werde auf die öffentlichen Armenhäuser, welche auch in weiter Verbreitung Hirtenhäuser genannt werden, weil man in diese Kollektivbehausungen neben andern Personenkategorien auch den Gemeindehirten die Wohnung anzuweisen pflegt. Ich glaube füglich behaupten zu können, eine schlechtere, legale öffentliche Institution als diese öffentlichen Gemeindehäuser, wo ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, der Würdigkeit, Gebrechlichkeit, Arbeitsfähigkeit alle der Gemeinde zur Last fallenden Personen in engen, schlechten Räumen zusammengepfercht werden, giebt es garnicht.“ Geisteskranke und Vagabunden werden in diese mit hineingelegt; die Inwohner tyrannisiren einander in nicht glaublicher Weise. Fehlen solche Armenhäuser, erfolgt reihenweise Unterbringung und Beköstigung bei den Dorfbewohnern oder gar Unterbringung im Wege der Mindestforderung.

Diese und viele andre wertvolle Feststellungen des Thatsächlichen finden wir in dem Werke, aber auch viele besonnene Vorschläge zur Besserung. Es sei zu ernstem Studium nochmals empfohlen. B-e

*) Der vollständige Titel lautet: Die ländliche Armenpflege und ihre Reform. Verhandlungen des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit, sowie der von ihm niedergesetzten Kommission nebst den erstatteten Berichten und Gutachten. Im Auftrage des Vereins und der Kommission herausgegeben von F. Freiherr von Reitzenstein, Bezirkspräsident z. D., Vorsitzender der Kommission. 2 Teile und Anhang in einem Bande. Freiburg i. B., Fr. Wagnersche Universitätsbuchhandlung, 1887. VI, 362 u. 43 S.; 12 M.

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig